

SÜDSUDAN

„Es herrscht das Recht des Stärkeren“

Die Menschen waren voller Zuversicht: Endlich Frieden. Doch von Aufbruchstimmung ist in Afrikas jüngstem Staat nichts mehr zu spüren. Vier Jahre nach seiner Unabhängigkeit versinkt der Südsudan mehr und mehr in einer Spirale der Gewalt. Warum er als Missionar in dieser verzweifelten Lage dennoch nicht den Mut verliert, wollte kontinente von dem deutschen Comboni-Bruder Hans Eigner, 58, wissen.



Müde und teilnahmslos: Der nicht enden wollende Krieg im Südsudan macht die Menschen apathisch.

„Missionsstation mit Wasserfall und guter Fernsicht.“ Mit diesen Worten ziehen wir Combonis uns gerne auf, wenn wir eine neue „Mission“ planen. Seit einem Jahr bin ich hier am Nil mit seinen Stromschnellen, und die Ebene um Juba erlaubt eine gute Fernsicht. Die vulkanischen Hügel machen die Landschaft trotz Staub und Hitze sogar schön.

Meine Ankunft war keine zwei Monate nach den Massakern vom 15. Dezember 2013 in Juba. Sie hatten einen bis heute andauernden Bürgerkrieg zur Folge, der sich in die nördlichen Regionen verlagert hat. In den ersten Wochen meiner Ankunft gab es immer wieder Schüsse in der Nacht, und eine ungeheure Militärpräsenz macht das Leben nicht gerade gemütlich. Also: alles andere als Wasserfall mit guter Fernsicht. Nach wenigen Tagen habe ich mich gefragt: „Wo bist du da

gelandet?“ Freunde und Eltern hatten mich vorher gewarnt: „Man besteigt doch keinen Berg, wenn er wolkenverhangen ist.“ Ich aber vertraute auf die Ordensleitung, die niemanden von uns in große Gefahr schicken würde, gleichwohl wir Combonis gerne die Nase vorne haben wollen.

Auch wir Missionare waren naiv

Ich bin kein Held, und noch nie habe ich die dramatisch heldenhaften Schilderungen der Missionare gemocht. Es ist ja auch leicht, aus der Ferne und durch die Medien verstärkt, Eindruck zu machen. Nun bekomme ich die Steilvorlage mit der Frage: Warum ich den Mut nicht verliere? Was kann ich da berichten?

Es ist das dritte Mal, dass ich in Afrika bin, und ich spüre, dass die jugendliche Leichtigkeit, die nur sieht, was sie sehen will, nicht

mehr da ist. Ich bin kritischer geworden, glaube nicht mehr, dass bereits morgen alle Menschen Geschwister sein werden. Ich merke, dass ich in meinem Glauben tiefer bohren muss, um Afrika in Liebe zu umarmen. Meine Überzeugung jedoch, dass Christus die Antwort für einen jeden Menschen ist, sie ist gewachsen – auch wenn es mir nicht leichtfällt, das in einer mir sehr fremden Kultur in die Praxis umzusetzen. Gott in Jesus Christus als Lebenserfahrung in mühevoller Kleinarbeit zu buchstabieren, gelingt mit den einfachen Menschen mal mehr, mal weniger und macht Freude. Hat man aber mit Autoritäten zu tun, bleiben Fragen offen.

Was war das doch für eine Freude, als im Januar 2011 ein Referendum die Unabhängigkeit des Südsudans vom verfeindeten Norden einleitete? Aber das jüngste Land Afrikas, der 54. Staat auf dem afrikanischen Kontinent, droht im Bürgerkrieg zu versinken. Auch wir Missionare waren naiv und glaubten, dass nach den vielen Kriegsjahren (1956-1973 und 1982-2005) der „Friede ausbrechen“ würde. Endlich befreit vom unterdrückerischen Norden schien das „Gelobte Land“ so nah. Dabei haben wir doch gewusst, dass die Sudanesische Volks-Befreiungsarmee (SPLA) untereinander große Konflikte hatte. Schwere interne Auseinandersetzungen hatten in den beiden großen Kriegen vor der Unabhängigkeit schließlich mehr Tote gefordert als die Kämpfe gegen den Feind im Norden.

Nach der Staatenbildung am 9. Juli 2011 wollten alle, die sich im Krieg „verdient“ gemacht hatten, ihren Platz in der Regierung. Das bevölkerungsreichste Volk der Dinka hat sich an die Spitze gesetzt und macht sich in allen Ämtern breit. Das zweitgrößte Volk, das der Nuer, macht aber fast 70 Prozent des Militärs aus. Nuer gelten als die besten „Krieger“ und Kämpfer, was sie in den Kriegen mit dem Norden bewiesen haben.

Die Nuer stellten mit Riek Machar den Vize-

präsidenten, der aber Mitte 2013 entlassen wurde. Derweil baute sich Präsident Salva Kiir eine Privatarmee aus seinen Stammesgenossen auf. Im Dezember 2013 kam es zu einem als Militärcoup bezeichneten Überfall auf eine Kaserne in Juba, der sich blitzschnell in einen völkermordähnlichen Konflikt gegen die Nuer ausweitete. Es liegt nahe zu vermuten, dass die Regierung diesen Konflikt vom Zaun gebrochen hat, um der Gefahr einer Regierungsübernahme durch die Nuer zuvorzukommen. In der Folge kam es zu schweren Vergeltungsschlägen der Nuer in ihren Siedlungsgebieten. Der Kampf um die Hoheit über die Ölgebiete tut sein Übriges. Da lässt sich nur schwer auf Frieden hoffen.

Juba, die Hauptstadt, ist ein Eldorado. Sie liegt in der Hand von Ausländern. Es wird gekauft und verkauft. Niemand produziert, aber es ist viel Geld im Umlauf. Fleißig, fast wuselig, gehen die Geschäftsleute ihrem Business nach, während die einfachen Menschen nur neidvoll zuschauen können. Ein modernistischer Lebensstil bestimmt das Bild der Stadt, die gestern noch ein Dorf war. Die meisten Menschen aber leben weit unter der Armutsgrenze. China überschwemmt den Markt mit Billigware und profitiert von den Ressourcen des Landes. Ausbildung gibt es nicht. Kaum jemanden interessiert es, einen Beruf zu erlernen. Lieber versuchen die Jugendlichen zu einem Moped, einem Boda-Boda, zu kommen, um damit Taxi-Dienste anzubieten. Dazwischen gibt es viel Zeit, mit Gleichgesinnten den Tag zu zerreden.

Die Bedingungen für junge Menschen sind schwer, und der Staat ist der Letzte, der zu Kreativität anregt. Unzählige Nichtregierungsorganisationen (NGOs) mit tollen Slogans setzen sich geschäftig für die Menschen ein. Kaum einer arbeitet aber mit ihnen und fordert

sie heraus. Die Vereinten Nationen sind fast ein Staat im Staat – mit enormer technischer und paramilitärischer Präsenz.

Dieses Afrika ist so ganz anders, als ich es bisher kannte; viel härter, angespannter und perspektivloser. Das Leben in Juba wird von Soldaten bestimmt, es herrscht das Recht des Stärkeren. Die militarisierte Kultur färbt auf alle Lebensbereiche ab. Ich muss aufpassen, nicht selbst zu verhärten. Rechtssicherheit und einen Sinn für das Gemeinwohl gibt es kaum. Im chaotischen Verkehr der Stadt gibt es jeden Tag viele Unfälle. Schuldig ist automatisch der Ausländer, wenn er am Unfall beteiligt ist. Wäre er nicht im Land, gäbe es den Unfall nicht. Das ist die Logik.

Das Miteinander neu formen

Es hat sich eine Kultur des „Überlebens“ entwickelt. Jeder kämpft sich irgendwie durch. Der Raubbau an der Natur ist offensichtlich. Es gilt das Gesetz des Mose: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“. Dieser Grundsatz scheint die Völker zu erhalten. Wenn ein Stamm nicht mehr in der Lage ist, sich zu rächen, gilt er als schwach. Rache ist ein Wert.

Südsudanese sind religiöse Menschen, aber der christliche Glaube greift wenig in den Lebensvollzug. Die Botschaft eines Gottes, der die Feindesliebe fordert, klingt wie von einem anderen Stern. Ein Einzelner kann sich zur Feindesliebe bekennen, ein Stamm kann das nicht. Und doch ist nur so die Kette der Feindschaft und des Hasses zu durchbrechen. Aber wer fängt an und gibt nach?

Ich bin Missionar im Südsudan, einem Land mit vielen Schiefen und enormen Herausforderungen. An Hitze und Klima kann man sich gewöhnen, dem allgegenwärtigen Militär und der Härte in der Gesellschaft sieht man sich nahezu ohnmächtig gegenüber.

Die Kirchen, die in den Zeiten der Nord-Süd-Kriege durch karitative Hilfe und Wertevermittlung eine entscheidende Rolle spielten, sind kaum mehr der Ort, an dem eine ehrliche Auseinandersetzung mit den Problemen der Menschen geschieht. Es wird gesungen und getanz, aber ich spüre wenig Tiefgang. Die Kirche ist selbst im ethnischen Konflikt gefangen. Trotzdem bin ich froh um die Gottesdienste. Sie helfen über die Traurigkeit des Flüchtlingsdaseins hinweg und schenken Hoffnung. Die Herausforderung ist, uns neu von der Frohbotschaft anspornen zu lassen, Selbstgefälligkeit, Klerikalismus und Eigeninteressen zu überwinden.

Ein Missionar braucht Geduld und langen Atem. Wir müssen uns in einem geschichtlichen Rahmen wissen: Vor mir war schon jemand und nach mir wird wieder jemand sein. Unser Ordensgründer Daniel Comboni hat das Bild eines Ziegels benutzt, der Teil des Gebäudes ist, aber versteckt und unscheinbar im Fundament liegen kann. Die Kirche braucht keine Helden. Vielmehr braucht sie eine Gemeinschaft, in der jeder seinen Platz finden kann. Ich weiß heute mehr denn je, dass Mission nur als Gemeinschaft gelingen kann. Missionare tun sich leichter damit als die einheimischen Kirchenleute, die vielfach durch die ethnischen Konflikte nicht in der Lage sind, eindeutig Stellung zu beziehen.

Mich trägt die Hoffnung, dass Kirche und Mission das Miteinander im Südsudan neu formen, menschlicher machen und Frieden schaffen. Ich bin froh, mit dem Bau eines Zentrums für Jugend- und Friedensarbeit dazu beitragen zu können. Jugendliche sagen mir oft: „Wir wollen nicht weitermachen wie unsere Väter, für die im Krieg zu leben fast eine Lebensform geworden ist“. Das soll und kann anders werden.

Hans Eigner MCCJ

Das Friedenszentrum: Einbau der Dachträger.



Der Autor: Bruder Hans Eigner auf der Baustelle.



Die Rinderhirten: Christliche Mundari-Jungen.

